

Deutsche Pflanzler in Kamerun

Blonde Menschen in Tropenkleidern / 200 Deutsche auf den Plantagen in Kamerun Die Schwarzen sprechen deutsch / Nach zwei Jahren Europurlaub / Eingeborenemusik

Tomtom, tomtom, tomtomtom!
— Was ist mit der Schiffsmaschine los? denke ich im Halberwach.

Tomtom, tomtomtom!
Ich springe aus dem Bett, an die offene Kabinenluke. Draussen liegt in einem grauen seidnen tropischen Morgen- dinst zauberhaft eine Silhouette von Gebirge und Palmenwald. Ein paar Häuser, unendlich. Ich erinnere mich. Sonntag früh, Viktoria, Kamerun!

Tomtomtom! Ich weiss nicht, was das ist, woher der scharfe Rhythmus kommt. Da schiesst, um den Schiffsbug herum, das erste Kriegskanu aus dem Nebel, noch eines, noch eines, lange, schmale, amnuttelote Bote mit hohen Schnäbeln, von zwölf Rudern jedes blitzschnell bewegt, und in jedem schlägt ein riesiger Schwarzer die Negertrommel, tomtom, tomtomtom, Afrika, Afrika!

Zwei Dutzend Ruderer in jedem Langkanu, schwarze Men- schen mit nackten Leibern; viele Wimpel wehen darüber, die Trommel hört keinen Augenblick auf. Jetzt sind sie sehr nah am Schiff, man sieht, wie schön die Schnäbel der Boote geschnitten sind. Jetzt auf einmal — die Trommel tobt ja wie toll — heben sie alle die lenzenförmigen Paddelruder hoch in die Luft, zu einem Gruss für das grösste und schönste Schiff, das jemals nach Kamerun kam.

Die Sonne erleuchtet den Nebel, und ich sehe auf der Höhe des Kamerunberges den Umriss der Urwaldwipfel.

Auf dem Landungsteg sehe ich eine kleine Gruppe junger blonder Menschen in sonntäglichen Tropenkleidern, die Schuhe und Tropenhelme schön weiss gemacht.

Ohne einen Augenblick zu zögern, trete ich auf sie zu: „Sie sind doch Deutsche, nicht?“ „Sie sind! Und ob! Aus Braunschweig, aus Magdeburg. Es dauert keine drei Minuten, und schon sitze ich auf dem Ford- Wagen, der einem der jungen Pflanzungsassistenten gehört, und bin auf dem Weg zu der grossen deutschen Plantage in der T'ko-Ebene.“

Man hat in Versaffles die frühere deutsche Kolonie in ein kleineres englisches, und ein viel grösseres englisches Mandats- gebiet geteilt. In beide sind selber viele deutsche Kolonisten zurückgekehrt, vor allem in das von den Engländern verwaltete Gebiet, in dem ich mich hier befinde; hier ist die Plantagen- deutsche, meist junge Männer, leben auf den Stationen rund um Viktoria und Buea herum. Der erste Eindruck, den ich von meinen neuen Bekannten da habe, ist, dass es ihnen gut geht, dass sie glücklich sind. Nicht wie die melancholischen englischen Boys im heissen Deutschland an der Goldküste.

Dieses Land hier, Kamerun, sieht auf den ersten Blick zu schön, zu zauberhaft schön aus für Melancholie und Whisky- Trübsal.

Jetzt, eine weit-Mulde, zum Meer gesenkt, und ganz mit wunderbar hohen Bananenstäuden bepflanzt, mit bläulich ber- bläuteten, unter deren Märchenblättern die schweren Fruchtolden hängen; Welch ein Blick auf die weisse Brandung durch diesen verzauberten Wald!

„Wie heissen die langen, weissen Blüten an der Hecke?“ frage ich aufgeregt. Die wie weisse Trompeten herunterhängen?

Mein Begleiter weiss es nicht. Irgendso ein Negername, sagt er, etwas verlegen. Aber sie duften wunderbar, sagt er. Immer erst in der Nacht, manchmal von diesem schweren Geruch.

Die Flammenblume erkenne ich selber, die lichterloh brennend rot, und die Scharlachblüten des Hybiscus. O, tropisches Gestrüpp, ich möchte vor Sehnsucht danach schreien, jetzt noch, wo ich mitten drin bin!

An einer steineren Brücke aus der deutschen Zeit bitte ich, ein wenig zu halten; der Blick auf den schlümdenen Bergfluss ist zu schön. Wanderer kommen über die Brücke, zwei kakao- braune Neger. Ich frage sie, ob sie wohl deutsch verstehen. „No sabe“, sagt der Jüngere auf Pidgin-Englisch. Der Ältere, er mag achtundzwanzig Jahre zählen, grinst erheitert. Er wenn kl'n sein. German Schule gehen!

Es kommen, mit einem Geklick von Eisen, noch andere Wan- derer. Zwei schwarze Polizisten führen drei Männer in Ketten, die Mörder sein sollen, eben verhaftet. Ich fürchte, sie sehen ganz wie Mörder aus. Negermörder aus dem Busch, riesenhaft und bestialisch.

Der Polizeiergeant, sehr smart in der blauen Uniform und dem schirmlosen Käppchen, präsentiert vor mir das Gewehr mit- samt dem aufgepflanzten Bajonett, und beginnt sogleich, ein vor- treffliches Deutsch zu entwickeln.

Mein Begleiter, der Pflanzler, erklärt, dass heute in Kamerun nur noch Leute über dreissig deutsch verstehen, und unter ihnen besonders die besser Erzeugenen, Dorfschullehrer, Plantagen- schreiber, Polizisten.

Wir steigen wieder ein. Auf einmal sagt der eine Mörder, der prässiichste von den dreien, der in der Mitte, sagt laut und deutlich auf deutsch, und hebt die in schweren Eisen steckenden Pranken:

„Mahlzeit!“

Höflicher Gruss vom Menschen zum Menschen. Der pocken- narbige Mörderkopf über dem Stierhals lacht ganz vergnügt.

„Mahlzeit!“ sage ich, verwirrt und mit einem Schuldgefühl in meiner Seele, als ob ich für seine Ketten verantwortlich wäre.

Auf der Plantage Likomba der Guatemala-Pflanzungs-Gesell- schaft, Hamburg, geht selbstverständlich ein grosses Hallo los, wie der Besuch kommt. In dem hübschen Messelokal (Hinden- burgs Bild über dem Klavier, keine bequeme Sessel) habe ich sie

gleich alle um mich, die zwölf jungen Paladine von Likomba. Whisky-Soda muss sein, trotz der Morgenröhe. Und los. Frage und Gegenfrage. Auf der einen Seite muss ich doch zehntausenddreihundertfünf verschiedene Dinge zugleich erfragen, auf der anderen ist da viel, was ich selber erzählen soll, von diesem aufregenden Luxusuff, auf dem ich gekommen bin. Man lebt hier nicht ausser der Welt, die deutschen Woermann- Dampfer legen regelmässig an, die Post von zu Hause braucht nur vier Wochen, das heisst, wenn man nicht auf einem Vorwerk im Busch steckt — aber das hat Kamerun überhaupt noch nicht gesehen, so ein Schiff wie die „Duchess of Richmond“, ein Feen- palast-Schiff, voll von Touristen und Millionären und Lords und schönen Frauen und geistem Pilsener —

Ich verstehe, was man von mir erwartet, und gebe, kurz und glanzvoll, eine recht berauschende Schilderung von all der Pracht am Bord, die mich so langweilt, von den Festen: die jungen Mädchen in goldenen Schuhen, frischer Hummer, versetzt sich; Jazzmusik, Kostümball, Flirt im Schwimmbassin, Gefrorenes, zehnmahl täglich — (Vierzig Grad Hitze hier im Zimmer, taxiere ich. Es ist noch gar nicht so heiss.)

Ich sage nicht, es wäre abgeschmackt, dass dieses paradiesische Schiff, von dem ich da so kaltblütig schwärme, wie ein Märchen- erzähler von Aladins Zauberpalaß, — mir mitunter recht öde erscheint, kein Ort für lebende Menschen von heute, und dass ich diese hübschen Jungen da im Grunde beneide.

Ihr Dasein, wie ich es mir erzählen lasse, ist allerdings kein Vergnügungsausflug an den schönen Äquator. Ich habe selbst einmal in einem tropischen Pflanzershaus gelebt und weiss, wieviel Arbeit, Gefahr, Beschwerde das bedeuten kann.

Unter den jungen Leuten von Likomba hat einer unlängst die Schlafkrankheit überstanden. Er spricht davon eher wie von einem argen Schnupfen. Ekkehart, das Fieber, aber da man recht- zeitig aufgehört hat, Dysenterie zu vermuten, und rasch Ger- manin eingespritzt hat —

„Ja, Germanin, das deutsche Mittel, Präparat Bayer 205, gegen die Schlafkrankheit —“ (Als die Deutschen keine Kolonien in Afrika mehr haben dürften, schenkten sie Afrika das Germanin.)

Nein, trotz den Gefahren des Klimas nicht eigentlich ein romantisches Dasein. Diese jungen Leute auf einer Pflanzung in Kamerun bringen ihr Leben nicht damit zu, Leoparden zu schiessen. Die soll es irgendwo geben, hinten im Busch. Ele- fanten, ja: Elefanten kommen manchmal in die Bananen, ver- flucht hässig. — Weder Kämpfe mit wilden Negern, noch sonst irgendwas aus den gesammelten Werken von Ridder Haggand. Einfach: frühauftreten, durcharbeiten, bis es dunkel wird, mit den Kameraden sitzen, schlafen gehen. Am Sonntag besucht man einander von Pflanzung zu Pflanzung. Fahrt hinüber nach Bolea von W. A. P. V. — das ist, Westafrikanischer Pflanzungs-Ver- band. Geht nachsehen, ob die Jungens in Mollwa noch Bier haben. Einen Poker oder sowas in Tiko, bei der Afrikanischen Frucht Kompanie. Die zehnwundert Deutschen kleben jetzt nach dem Krieg zusammen wie Pech. Nicht als ob sie sich mit den Engländern nicht vertragen, das Gegenteil ist wahr. Aber gesell- schaftlich —

Man zeigt mir Photos von grossen Ereignissen der letzten Zeit, Weihnachten in der Messe, mit Christbaum und allem. Als die zwei Straussenvögel vor die Kamera liefen. Zapfen von Kautschuk. Von Palmwein.

Sie sehen fast nie eine Frau, das heisst: eine weisse Frau, ihr Gehalt ist massvoll, sie bekommen so zwischen dreihundert und sechshundert Mark, und Europurlaub mit halbem Gehalt erst nach zwei Jahren. Die jungen Engländer an der Gold-

küste bekommen doppelt soviel Geld und Urlaub nach achtzehn Monaten. Einem Angestellten, der in Afrika seine Gesundheit verliert, gibt die grossmächtige Pflanzungsgesellschaft nicht etwa eine Pension.

Kein Schlaraffenleben. Kaum mehr ein grosses Abenteuer. Aber wenn sie auf Urlaub nach Hause kommen, sind sie regel- mässig entsetzt. So — so eng ist alles daheim! Mit solchen Gesichtern gehen die Leute herum?

Einnmal Afrika, immer Afrika. Hier ist alles geräumig. Hier hat man wirkliche Kameraden. Hier ist ein Mann ein Mann.

Man führt mich selbstverständlich durch die Pflanzung, durch die Dörranlagen zum Herstellen der berühmten Likomba- Trockenbananen; ich erfahre, dass die Kakaoobäume hier noch zu jung sind, um schon zu tragen, dass das Öl aus Palmfüssen gute Preise erzielt, und dass Kautschuk in Kamerun nach viel Zukunft hat. Ueberall, in den Dörranlagen, an den Oelpressen und in der Säge (wo Eisenholz bearbeitet wird) sehe ich (heute, am Sonntag) die Lichttraumen Kamerun-Neger am Werk, und ich stelle viele Fragen. Aber es ist wie eine Mauer, ich komme nicht durch. Es scheint nicht, dass sich meine jungen Freunde für Neger sehr interessieren, für ihre Stämme oder ihre Reli- gionen, oder dass sie mit ihnen überhaupt sprechen können, es sei denn in dem grotesken Pidgin-Englisch. Der Neger arbeitet, er bekommt seinen Lohn, von dreissig Pfennig aufwärts, und „Chow“, das ist: Fressen. Jeder Weisse hat seinen Boy. Mancher Weisse hat seine — wie sagt man? Mammy.

Schluss. Mehr Beziehung ist nicht da. Dennoch, sie könnten glücklicher leben, wenn sie sich für den Negermenschen interes- sieren wollten.

Auf dem Weg hinauf nach Buea, wir fahren wieder im Auto, höre ich vor einem kleinen Dorf der Schwarzen wieder den Trommelrhythmus. Mein Pflanzler-Gastfreund, der mich spazieren fährt, ist zu allem bereit, selbst dazu, bei tanzen den Negern stehen zu bleiben.

Tomtomtom, ein kleines Dorf von Hütten aus Palmfellecht, von der Trommel durchblutet. Am Berghang. Alles Grün ist bläulich bereift, traumfarben. Man sieht das hohe Gebirge, in einem leichten Dunst. Und unten das Meer, mit diesem riesigen Schiff. Vielleicht tanzen sie wegen des Schiffes, vielleicht, weil es Sonntag ist, vielleicht haben sie wegen des Schiffes, vielleicht, weil sie haben die Tomtomtom-Trommel und seltsame Zupfinstrumente, eines, dessen Saiten über viele kuglige Kürbisschalen gespannt sind, und eines, das ein Bastard ist von einem Stiefelknecht und einer Geige.

Sie tanzen, nur junge Männer, mit einem negerischen Werken der Leiber, das dennoch seltsam genug an moderne Tänze der Weissen erinnert. Wir haben sie von den Negern gelernt!

Tomtomtom. Immer das gleiche.

„So geht es den ganzen Tag und die ganze Nacht“, sagt mein Begleiter, missbilligend.

Er versteht mein Interesse nicht; diese Menschen, mit denen er lebt, sind nun einmal so.

Deutschland, denke ich — Die Deutschen, denke ich, haben die afrikanischen Kolonien verloren und sodann das Germanin erlitten, das sie erst recht bewohnbar macht. Sie haben keine politische Verantwortlich- keit mehr für den farbigen Menschen, sie müssten gerade des- wegen sehr um ihn bemüht sein. Tüchtige Banannepflanz- schenken wir wieder nach Afrika. Aber sie sollten sich ein wenig mehr um den Neger kümmern.

Denn dies ist das Jahrhundert, in dem die farbigen Men- schen erwachen. Arnold Hillriegel.

Der Schakalheuler

Omar Schih ist ein junger Araber, bis vor kurzem war er Angestellter eines Hotels in Kairo. Vor wenigen Wochen aber wurde er dort fristlos entlassen, und nun klagt er gegen die Hotelleitung. Dabei erfährt man merkwürdige Dinge über Omars Tätigkeit im Hotel und über den Grund seiner Entlassung.

Im Januar dieses Jahres nämlich bezog ein amerikanischer Gast, der früher Direktor eines zoologischen Gartens war, das

Zeitungsvoleser im Fabriksaal



Die Arbeit des Zigarrenretzens wirkt ermüdend — In Amerika wird deshalb während der Arbeitszeit aus der Zeitung vorgelesen

Hotel, in dem Omar diente. Der Amerikaner war ausgezogen, um Aegyptens Wunder kennenzulernen, und die Hotelleitung war ihm dabei weitestgehend behilflich. In einem Zelt, das zwei Araber auf einem Eselchen mit sich führten, verbrachte er die erste Nacht draussen in der Wüste. Man hatte ihm angedeutet, dass er, wenn er vom Glück einigermaßen begünstigt sei, in der Nacht das Heulen der Schakale vernahmen könne, eine gruselige, aber nichtstossweniger erhebende Sache. Und in der Tat, so gegen ein Uhr nachts, heulten die Schakale auch über alles Erwarteten prächtig, ganz leise erst, dann aber strich der grausam blut- dürstige Ton immer lauter und schaueriger durch das durch- sichtige Halbdunkel der Wüstennacht über den Rubenden hinweg.

Der Gast aus Amerika aber war ein sachlicher und obendrein rechtschaffener Mann, und statt dass er am nächsten Morgen der Hotelleitung seine Ergriffenheit ob solch romantischer Dinge künlich gemacht hätte, liess er sich den Chef kommen und schimpfte los, was das denn für eine Art sei von einem Hotel, das solche Preise nehme, die Gäste auf so plumpe Art zu hinter- geben? Ob man glaube, ihm, dem früheren Direktor eines zoologischen Gartens, weismachen zu können, dass das elende Ge- jodes von gestern nacht von einem Schakal herührte, ihm, der vielleicht schon mehr Schakale in seinem Leben heulen gehört habe, wie in Kairo Gäste genept worden seien? Und er liess nicht locker und machte so lange Krach, bis ihm der Kerl vor- geführt wurde, der da in der Nacht Schakal mimte. Diese Leute war Omar Schih, und auch ihm widmete der Amerikaner eine entsprechende Rede. Dann verliess er enttäuscht das Hotel. Auch Omar musste die Stätte leider verlassen, denn die Hotelleitung war nicht geneigt, Leute zu beschäftigen, die nur halbe Arbeit machten und die Gäste verjagten. Darob Omars Klage, der diese Auffassung als ein Unrecht empfand.

Ja, so kommt es, wenn man nicht für alle Berufsweige Fach- schen errichtet, in denen die jungen Leute ihre exakte Aus- bildung erhalten. Vielleicht aber wendet sich Omar endlich an den Amerikaner, dass er ihn lehre, wie man wirklich sachgemäß heult. Wig.